Unser gnäd'ger Herr.

Roman von A. v. Gersdorff.

(7. Fortsetzung.)

Adam riß an der Klingel, ein Mal, zwei Mal in großer Ungeduld.

„Was hast Du denn, Adam?"

„Ach, das ist doch eine unerhörte Wirthschaft hier. Man möchte wirklich schon selbst mit den Fuhren nach der Stadt fahren! Da fällt mir eben ein, daß die Kartoffelfuhren noch nicht aus der Stadt zurück sind. Wenn mir aber da ein Einziger auch nur nicht vollständig nüchtern nach Hause kommt, der fliegt noch heute Nacht aus dem Dienst."

Das Mädchen trat ein.

„Der Inspektor Baumann soll herkommen."

„Der ist nicht zu Hause."

„Ach, richtig. Die Kartoffelfuhren sind doch noch nicht wieder zurück?"

„All längst, gnä'-Herr."

„So, also doch! Muß es wohl der Schnee gedämpft haben. Da hört man das Rollen nicht."

„Ne, das hört man nicht. Weiter nichts?"

„Nein."

„Soll ich die Lampen bringen?"

„Ja, in des gnäd'gen Herrn Zimmer, hier noch nicht," sagte Barbara.

Das Mädchen ging.

„Was ich sagen wollte, Kind", wandte sich Adam zu seiner Frau, „mit den Gänsen hast Du wieder ein Mal ein sehr unpraktisches Geschäft gemacht, beinahe noch schlimmer, als mit den unglücklichen Aepfeln, die alle aufeinander gepackt wurden und verfaulten."

„Was ist denn nun wieder? Diese Aepfel habe ich nächstens satt. Ein paar Aepfel mehr oder weniger, darauf kommt es vermuthlich nicht an; hier verfault und verdirbt vielleicht noch mehr, als blos diese ewigen Aepfel. Schaffe mir eine Mamsell, die wirthschaften kann, und eine Hausdame, die ihr auf die Finger sieht, und Du kannst Dir Deine Aepfel in Ewigkeit aufheben. Ich esse keine."

Sie brach wie im Schluchzen ab.

„Mein Gott, es ist ja gut", sagte er nach einer häßlichen Pause, „ich habe freilich schon andere Freuden quittirt, als diese unglücklichen Aepfel. Wenn Du das meinst mit dem Verfaulen und Verderben, hast Du recht."

„Adam!"

Er schwieg und trat an die Glasthür, in den verschneiten Park hineinsehend, auf dem der glitzernde Mondglanz strahlte und hinauf zu dem schwarzen Himmel, wo sie funkelten und flimmerten die unzähligen, unzähligen Sterne, die geheimnißvollen Welten, die sich kreisend dort umeinander drehten, Jahrtausende und abermals Jahrtausende, gehalten von der einen gewaltigen, unerforschlichen Hand.

„Ich wollte Dich nicht kränken, liebe Frau; ich meinte es auf Ehre gut; denn es ist ja doch nur Dein eigener Vortheil, den Du manchmal vernachlässigst. Sieh 'mal, die Gänse gehörten Dir, und Du hast sie im Ramsch mit Federn und Allem auf dem Markt verschleudert, nur, weil es Dir zu langweilig war, die Schlachterei im Hause zu haben und Dich um den Verbleib der Federn zu kümmern. Ein solcher Besitz braucht von Zeit zu Zeit Ersatz an Betten, denke die massenhaften Nachtlager, die Du hier und auf den Vorwerken allabendlich aufdecken läßt! Das verbraucht sich und eine Wiederanschaffung kostet schweres Geld, und der Vorarbeiter und Sudikeit haben für dieselbe Art Gänse ohne Federn dasselbe Geld bekommen, wie Du für die lebende Gans."

Sie schwieg. Sie war so jäh aus ihrem „goldenen Rausch" geweckt, und es war ihm nicht im Traum eingefallen, den Arm um ihren Hals zu legen und ein Mal, ein einzig Mal von Liebe mit ihr zu reden! Ach Gott, nein! An die Kartoffelfuhren hatte der gute Mann gedacht, während sie mit den bittenden Worten des kleinen Liedes geglaubt hatte, sein Herz, sein für alle anderen Menschen so weiches, offenes, gütiges Herz zu rühren und leise bittend an die Liebe zu erinnern, um die er so lange, so entschlossen einst gekämpft, wie man nur um des Lebens ganzen Inhalt kämpft.

Leise tickte die alte Uhr in dem grünen Gehäuse mit den erblichenen Rosensträußchen in die Stille hinein, als sei es so recht der gleichmäßige Schritt der Zeit, die auf leisen Sohlen durch den Raum schritt, unaufhaltsam, gleichviel, ob sie sich an ihren Hals hingen, oder sie mit den Händen rascher vorwärts ziehen wollten, mit stillen, wesenlosen Augen in die traurigen oder frohen Gesichter schauend, durch Alles hindurch, über Alles hinweg, an Allem vorbei.

„Bitte, sei nicht böse auf mich, liebes Weib, ich habe es ja, weiß Gott, immer nur gut gemeint — das siehst Du doch ein?"

„Ja, Adam, Du drückst es nur gerade nicht zart aus. Ich bin freilich auch nicht sehr zart gewesen —"

„Möglich, Kind. Aber das ist nun am Ende nicht die Hauptsache, wie man etwas ausdrückt, was man denkt oder meint."

„Wirklich, Adam, ich möchte glauben, daß es sehr — ach, ganz außerordentlich Hauptsache ist, wie man das ausdrückt, was man denkt, und es mag wohl auch eine Kunst sein, für rechtes Denken immer das rechte Wort zu finden. Wenn man zum Beispiel immer nur zu Jemand sagt: Ich meine es gut mit Dir — so ist das gewiß ein ganz schöner Ausdruck für die gute Meinung, die wahrscheinlich aus Liebe hervorgeht, doch, ich möchte fast sagen, es klingt nach Meinung, aber nicht nach Liebe. Nun bin ich gewiß ganz unverständlich, nicht wahr?"

„Ich verstehe Dich freilich nicht ganz," sagte er leise, legte den Arm gegen die Scheibe und stützte die Stirn darauf, „eber Du kannst das nie, nie von mir denken, daß ich nur Meinung, aber keine Liebe habe, wie Du sagst — nein, das allein kannst Du nie denken. Es liegt nur an der Art, an meiner Art hauptsächlich, daß wir uns nicht recht verstehen," schloß er gelassen.

Welch' ein Schatten glitt über ihre Stirn! Wie oft meinte sie es nun zu hören: „nicht recht verstehen" — wie ein ruhiger, sanfter Finger, gelassen hinweisend, nicht auf einen Schreck, auf ein Unglück oder auf einen Gram — nur auf eine leere Stelle im Leben — im Herzen — im Hause — „nicht recht verstehen" —

Sie lauschte. Er mußte wohl noch etwas hinzufügen, etwas Liebes, Schönes. Er ließ den Arm sinken und hob die Stirn.

„Es scheint die Nacht wieder starker Frost zu kommen. Ein wahres Glück, daß der Schnee die Saat schützt. Sie stand prächtig in diesem Jahr. Gott—" Der Rest des Satzes erstarb in einem Seufzer. Er hatte den lieben Gott schon so oft mit seinen Hoffnungen belästigt, dachte er; „ich muß doch einmal nach dem Barometer sehen."

Er ging und sie sah ihm nach.

Nach einigen leichten Schlägen gegen das Glas des Wetterpropheten kam er wieder zurück.

„Ich habe große Lust, nach Lenzen hinüberzugehen und mit dem alten [illegible]mmbusch ein paar Worte zu reden."

„[illegible] gehst oft dahin."

„[illegible]n bringt immer etwas von da [illegible]ht sich gut mit den Leuten. [illegible] schon manche Sorge gemindert, manche Schwierigkeit aus dem Wege geschafft mit seinem guten Rath, und die Hanna ist ein Unikum an klarem Verstand und Verwaltungstalent."

„Ja, sie soll sehr nett sein."

„O, sehr einfach und bescheiden. Sie spricht nie mit, nur wenn sie gefragt wird, aber dann hat's Hand und Fuß und man kann beinah von ihr lernen. Mit der müßte sich's gut wirthschaften lassen."

Barbaras Hand suchte halb zerstreut wieder die Melodie auf den Tasten —

„Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten rothen Astern trag herbei
Und laß' uns wieder von der Liebe reden —"

„Und sehr hübsch ist sie, das Fräulein Hanna, nicht wahr? Ich hab's gehört."

„Für meinen Geschmack bildschön," versicherte er unbefangen.

„Man scheint auch jetzt nicht mehr so gehässig von ihr zu reden, wie?"

„Weiß Gott! Man hört gerade nichts; reden mögen sie wohl immer," gab es achselzuckend zu.

„Du bist wohl zum Abend nicht zurück?"

„Ich kann's nicht bestimmen, Kind. Die Inspectoren sind ja auch nicht hier und ich habe da eine Aenderung für morgen total vergessen. Da heißt's wieder eine Stunde früher aufstehen. Auf Wiedersehen, Liebchen. Wenn ich kann, komme ich jedenfalls zeitig."

Sie blieb allein.

In dem von den bunten Lichtern, die der Mond durch die Scheiben warf, durchzitterten Dunkel blieb sie schweigend sitzen. Mit einem leisen Anklingen der Tasten glitten ihre Hände nieder. Dann blieb es still in dem wunderlichen, alten Raum, in welchem sie saß, die zuviel allein war.

Die Knaben waren schon zur Ruhe gebracht und bewohnten seit einiger Zeit die oberen Räume. Es war unten zu feucht. — Einsame Abende in einem leeren Hause können sehr still sein und es gibt Menschen, für die Einsamkeit nicht gut ist. Bewußt oder unbewußt nicht gut. Kein Schritt klang, keine Thür ging, nachdem der Tritt des Mannes in dem Flur verhallt und die Hausthür dumpf hinter ihm in's Schloß gefallen war.

So blieb sie noch eine Weile still sitzen und sah in's Dunkle.

Und nun?

Schlägt sie nicht die Hände vor ihr Gesicht mit einem Schmerzensruf, ihn und sich und Gott anklagend?

Nein.

Löst sich nicht in heißem, bangem Schluchzen das eiserne Band um ihr verstummtes, zerquetschtes Herz, Erleichterung findend von auferlegtem und selbstgeschaffenem Leid, in Worten, in Thränen?

Nein. Sie gehört nicht zu Denen.

Noch eine Weile malt der hinter ihr stehende Mond das geneigte Haupt mit dem eigenthümlich ausgeprägten Kinn und den festgeschlossenen Lippen regungslos an die Wand, dann Schatten darüber, und unter dem Schatten steht sie auf und geht hinaus.

Sie nimmt die Lampe aus Adams Zimmer und trägt sie in den alten Saal. Da setzt sie sich auf einen ungemüthlichen Platz unter dem Familienschmuck, zieht einen Arbeitskorb, in dem es schrecklich bunt aussieht, aus einer Ecke des Sophas an sich und beginnt an einem Röckchen für ihren Jüngsten zu nähen.

Sie näht oft für ihre Kinder. Aber sie ist nicht geschickt. Aufgewachsen in Reichthum und sorglosem Müßiggang, verwöhnt und vergöttert, hat sie Niemand gelehrt, was sie nicht zu lernen wünschte. Niemals hat ihr Fuß Küche oder Wirthschaftsräume betreten. Die Eltern starben, der Reichthum war zerflossen. Es war nicht das Schlimmste, was Gott ihr schicken konnte, der Geliebte ihrer Seele, ihr Alles, ihre Welt, ihr Halt blieb ihr ja erhalten, und was ihr etwa zu lernen übrig wäre, würde er sie lehren.

Sie nähte eine Naht, dann nahm sie ein Buch aus dem bunten Arbeitskorbe und las, aber ihre großen Augen gingen zuweilen mit einem leeren Blick über die Seiten hinweg.

Als die Uhr in der Halle acht Mal anschlug, kam Mine auf Filzpantoffeln hereingeschlichen und meldete, daß das Theewasser koche.

Barbara erhob sich und ging in den Speisesaal. Es war kalt und sie zog ein gestricktes, häßliches Tuch mit einigen Mottennestern um ihre Schultern.

Viel Sinn für Gemüthlichkeit mußte sie allerdings nicht besitzen!

Wie wäre es ihr sonst möglich, in diesem großen, kalten Raum an die lange, leere Tafel sich zu setzen, mit der massigen, grellen, flackernden Hängelampe, deren häßliches Licht ohne mildernden Gegenschirm auf das fleckenbedeckte Damasttuch fiel, während von den Wänden die lange Reihe glänzender Leute mit stolzen Augen auf das mehr als einfache Mahl herniederstarrte? —

Als Adam die Hausthür zudrückte, vernahm er ein kurzes freudiges Bellen in einiger Entfernung.

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht.

„Ist doch unglaublich! Ich brauche nur die Nase aus der Thür zu stecken, dann weiß er auch schon, daß das der „gnäd'ge Herr" ist und meldet seelenvergnügt dem ganzen Hofe: Der Olle kommt, damit man doch ja keinen Faulenzer überraschen kann."

Er wendete sich seitwärts nach den Gewächshäusern, wo die sorgsam mit Stroh verwahrte Hundehütte in einer geschützten Ecke stand, ein nicht ganz geleerter Futternapf davor.

Er — ein Thier hungern oder frieren lassen und selbst im Warmen sitzen? Nein, das gab's nicht.

Und das hungernde und frierende Herz da drinnen?!

Du lieber Gott! Arbeit und Nothdurft ließen ihm ja keine Minute Zeit, um — Seelen zu pflegen. Machte er doch mit der eigenen keine Umstände mehr. Er dachte nicht daran, er hatte keine Zeit, er arbeitete und sorgte für Leib und Leben, für Verpflichtungen und Forderungen.

Freundlich beugte er sich zu dem Hunde nieder, der schweifwedelnd aus der Hütte kroch und ohne belästigende Freudenäußerungen nach einem kurzen Ansprung ruhig vor dem Herrn stand und mit den guten, dunklen Augen, die im Mondlicht ordentlich menschlich schimmerten, wie fragend zu ihm aufsah.

Wirklich, diese beiden Augenpaare hatten einige Aehnlichkeit mit einander.

„Immer freundlich, immer herzlich, immer derselbe getreue, alte Kumpan, ja, ja, ich weiß", sagte Adam halblaut, während er die Kette löste, „da kann man Tage lang in finstern Gedanken vorbeigehen und in Sorgen das arme Vieh vergessen, das nimmt nichts übel und trägt nichts nach und wenn man noch so unfreundlich ist und den alten Freund anschreit und 'rausjagt, thut nichts, Du weißt, wie's gemeint ist und nimmst es nicht persönlich, wenn Einem die Sorgen das Herz abdrücken. Na, komm' alter Kumpan."

Es schneite, emsig, dicht.

Und wie er über den Hof ging, deckte das fallende weiße Tuch leise, leise die Spur seiner Füße zu.

„Guten Tag auch, gnäd'ger Herr, das ist immer eine gute Stunde, wenn Ihr ehrliches Gesicht in die Thür kommt. Hannchen! Hannchen!"

„Ja, Onkel! Ich komme schon."

„Bring' Rum und den Theekessel und Citronen und Zucker und was sonst dazu gehört."

„Geben Sie her den Mantel. Donnerwetter, das schneit ja recht lieblich, und der brave Kumpan sieht ja aus wie ein Eisbär. Na, na, schüttle Dich gefälligst draußen ab, ehe Du dem Onkel Dammbusch um den Hals fällst."

„Ist doch eine urgemüthliche Ecke bei Ihnen, mein bester Herr Dammbusch. Weiß Gott, es überkommt Einen ordentlich wie gute Zeiten, wenn man da so herkommt und immer Alles so mollig auf dem alten Fleck findet, hell und warm und kreuzfidel, als hätten Sie und Fräulein Hannchen nichts zu thun, als auszuruhen und auf Besuch zu warten."

„Ja wohl, da! Und nun gar Besuch! Heil'ger Bimbam, Sie sind geradezu der Einz'ge, der da einspricht und an dem ich Freude habe. Da setzen Sie sich in Ihre beliebte Ecke auf die Ofenbank. Der alte Grüne meint's gut heute", und Herr Dammbusch schlug mit der flachen Hand gegen den großen Kachelofen.

Adam setzte sich auf die mit Kissen belegte breite altdeutsche Ofenbank, an den großen, festen, viereckigen Eichentisch und sah sich ordentlich vergnügt in dem Raum um, den er so gut kannte und so gern hatte in seiner gemüthlichen Einfachheit. Von den kleinen, niedrigen Fenstern waren die grünen Mullvorhänge niedergelassen, an den Wänden hingen die alten, schlechten Lithographien: Napoleon auf dem Rückzuge aus Rußland — der Uebergang über die Beresina—Königin Louise von Preußen und der König — auch ein paar uralte, steife Jagdbilder, der Aufbruch und die Heimkehr. Dazwischen einige Geweihe von nicht besonderer Schönheit. In einer Ecke ein großer Schrank, in der anderen ein sehr bequemes, riesenhaftes Sofa, mit dem selbstgewebten grünen Stoff bezogen, aus dem die Gardinen gemacht waren. Auf dem Tisch stand eine große, hellbrennende Lampe, die einen freundlichen Strahlenkreis um sich verbreitete, während die Ecken des Zimmers in heimliches Dunkel gehüllt blieben.

„Ja, wahrhaftig, gemüthlich und mollig", sagte Adam nochmals.

In sein Gesicht war ein ordentlich anderer Ausdruck gekommen. Die immer zusammengezogenen Brauen hatten sich auseinandergethan, der melancholische Blick war klar und hell geworden, wie in den guten oder vergangenen Zeiten, von denen er eben gesprochen, und wie er mit der Hand über sein kurz geschorenes Haupthaar und die blasse Stirn fuhr, sah es fast aus, als streiche er frisch und fröhlich eine Last da weg.

Kumpan stand neben ihm und Adam hatte die Hand auf den Kopf des guten Thieres gelegt.

„Ja, ja, Alter," lachte er, „hier ist es gestattet, einzutreten und Fräulein Hannchen schreit nicht Au und Weh, wenn der alte Kumpan auf die blanken Dielen tritt, und kostbare Teppiche sind hier nicht zu schonen, wie zu Hause."

„Aha!" sagte Dammbusch und bot Adam eine Kiste mit echten, vorzüglichen Cigarren, „bei der gnäd'gen Frau ist der Herr Kumpan wohl nicht Stubenhund? Kann mir's denken. Ist auch nicht zu verlangen. Die Sauberkeit büßt auch erheblich ein, wenn die Herrn Hunde freies Pürschen haben und sich gar auf die lieblichen Kleider der Gnädigen legen möchten."

Adam zog die Brauen hoch; ein spöttisches Zucken flog um seine Lippen.

„Die Sauberkeit und die lieblichen Kleider! Natürlich! Meine Frau kann Hunde überhaupt nicht leiden."

„So, so. Nun, sie weiß eben nicht, was uns Männern Hunde Alles sein können. Eben Alles! Wenn man vielleicht sonst Mangel an Freunden und Freuden und vielleicht auch ein Bischen an Heimath und Hoffnung hat. Ja, ja!" Und der freundliche Förster fuhr freundlich über Kumpans dunklen Rücken, der fast in Tischhöhe sich streckte.

Hanna trat ein und brachte auf einem Theebrett Alles, was zu einem guten Grog gehörte.

Adam sprang auf und streckte mit einem fröhlichen: „Guten Abend, Fräulein Hannchen!" dem Mädchen die Hand hin.

Sie lächelte ihn an und stellte rasch das Theebrett auf die Tischkante, die herzliche Höflichkeit erwidernd.

Adams Augen hingen an ihr, entzückt, wie an irgend einem schönen, ihm sympathischen Gemälde.

Sie war so frisch, so rosig, so sauber in ihrer blühenden Schönheit, mit der blonden Flechtenkrone auf dem Scheitel und den tiefen, blauen Augen, so unvergleichlich anmuthig in dem einfachen bedruckten Kleidchen mit den blendend weißen Streifen um Hals und Hände. Das Kleid umschloß so glatt und fest ihre reizende, volle Gestalt. Kein Pariser Schneider konnte etwas so Pikantes arrangiren, wie die große weiße Schürze ihre Taille und Büste abhob.

Adam freute sich ihrer und lachte mit ihr, als sie eine Hand unter dem Theebrett hervorstreckte, um ihn mit seinem Händedruck nicht warten zu lassen.

Der alte Dammbusch strich mit der Hand den grauen Bart und sah das hübsche Bild, wie die beiden hübschen Menschen sich die Hände drückten und lachten, ruhig an.

Mitlachen that er nicht.

Er strich den Bart und sagte:

„Hm — hm — ja — ja!"

„Ein reizendes Kleid haben Sie da an. Ich möchte meiner Frau ein solches schenken," sagte Adam heiter.

„O, solch' ein Kleid paßt doch nicht für die gnädige Frau; das ist ja selbstgewirkt und für Unsereinen recht nett, aber für eine vornehme Dame doch nicht. Die gnädige Frau würde schön lachen! Ein Kleid für drei Thaler."

Er setzte sich und wurde still. Er dachte an die „gnädige Frau", die solch' selbstgewirktes, knappes, festes Baumwollkleid verschmähen würde, das drei Thaler kostete! Nein, die gnädige Frau trug feine Wolle, fertig im Laden gekaufte „Kostüme" für mindestens dreißig Thaler. Wenn sie auch nach einiger Zeit etwas zerknüllt und staubig aussah, hie und da ein entbehrlicher Knopf fehlte, oder ein Stück Perlenbesatz konsequent abgerissen, in Alles hineinraffelte bei Tische, so war und blieb es doch „feine Wolle" und die sitzen gebliebenen Knöpfe — „beste Qualität". Wenn er ihr nun auch ein so nettes, frisches, sauberes Kleidchen schenkte, das würde bald schön an ihr herumhängen und alte Hutschleier paßten auch nicht da hin, wo bei Hanna die blendend weißen Streifen saßen.

„Nein," sagte sie, als spänne sie ihrerseits der Sache nach, während sie die Flamme unter dem Theekessel anzündete; „nein, ich denke, für die gnädige Frau paßt überhaupt am schönsten Sammet oder Atlas, wie auf den alten Bildern manchmal zu sehen ist. Wenn man so wunderschön ist, so zart und weiß im Gesicht wie, ja, wie die Wasserrosen, die da unten am Teiche wachsen, dann muß man in eine schöne Glasschale gethan werden, aber nicht in einen braunen Steintopf, wie so ein selbstgewirktes bedrucktes Kleid ist."

Adam sah überrascht zu ihr auf.

„Wie gut Sie vergleichen," meinte er nachdenklich, „beinahe künstlerisch."

Der alte Dammbusch machte ein ziemlich unbehagliches Gesicht.

„Na ja, die Hanne hat so eine Ader! aber stöpsl'e sie zu, Mädel, und bringe uns bald etwas Eßbares. Du weißt, was ich darunter verstehe: das Nämliche, wie der gnädige Herr hier, tüchtige, biedere Hausmannskost, aber tadellos zubereitet."

„Wir haben frische Wurst, Onkel!" sagte Hanna und klirrte fröhlich mit dem Schlüsselbund am Gürtel.

„Schön, schön. Wollen Sie, gnäd'ger Herr?"

„Frische Wurst und Pellkartoffeln? Wundervoller Genuß!" lachte Adam.

„Und Sauerkraut! Feine Waare, sag' ich Ihnen, versteht Hannchen famos. Na, gut, Kind, dabei bleibt's, und Quartkäse mit Schnittlauch und Kümmel, und kannst auch von dem letzten Weißsauer aufstellen, wird dem lieben gnäd'gen Herrn schmecken, und Bier, Hannchen, viel Bier! Grog macht durstig."

Und Adam lehnte sich behaglich in die Ofenecke, paffte seine feine Cigarre, und er, der sonst daheim so gar keinen Werth auf's Essen legte, so nachlässig und eilig die Mahlzeit abmachte, wie irgend möglich, freute sich hier kindlich auf die in Aussicht gestellte Hausmannskost. Kumpan lag unter dem Tisch, dicht an seines Herrn Füßen, und Adam streichelte ihm behaglich mit dem Fuße das glatte Fell. Einige Male schritt Hannchen eilig durch das Zimmer, und er sah ihr nach, die so prächtig hierher paßte, das Ganze so harmonisch vervollständigte; er sah ihr nach mit einem Blick, wie man, nun, wie man eben der Harmonie nachsehen würde, die man im eignen Heim und Herzen nicht finden kann, wenn man sie anderswo walten sieht, wo man keinen Theil an ihr hat.

Das Abendessen war abgeräumt. Hanna hatte die Rauchutensilien wieder auf den Tisch gesetzt und nahm ihren gewöhnlichen Platz bei der Lampe ein, mit dem emsig schnurrenden Spinnrad.

Adam hörte plötzlich auf zu reden, antwortete einsilbig und ließ die Cigarre ausgehen.

„Ich möchte etwas mit Ihnen sprechen, Herr Dammbusch."

„Schön, schön! Bin dabei."

„Ich könnte eine lange Vorrede machen und viele Umschweife, aber ich glaube, bei Ihnen ist der gerade Weg auch der beste und Sie werden mich nicht mißverstehen oder unterschätzen, wenn ich geradezu und ehrlich rede."

„Die Vorrede haben wir aber nun doch", meinte Dammbusch gelassen, „schießen Sie also los."

„Mir steht das Wasser beinahe bis an den Hals und die Sorgen fressen mich auf. Ich muß Geld haben!"

Der alte Dammbusch fuhr herum und sah hastig nach Hanna.

Aber sie hatte ihr Spinnrad bei Seite geschoben und war leise hinausgegangen.

Beruhigt wendete er sich Adam wieder zu.

„Und ich will Ihnen eine ehrliche und gerade Antwort geben, lieber Herr von Kirchmeister" (zum ersten Male nannte er ihn so), „wenn ich disponibles Geld oder überhaupt flüssig zu machendes Geld irgendwo hätte, so hätte ich Ihnen das längst angeboten, denn daß Sie da langsam vor die Hunde geh'n, kann ein Blinder sehen."

Adam hatte die Augen bedeckt, die Cigarre war ihm entglitten und der Hund leckte die herabhängende Linke.

„Was ich besitze, würde Ihnen bedingungslos gehören, denn ich ehre und schätze Sie. Sie haben Großes für mich gethan, Sie haben den bösen Zungen, der Verleumdung und Hetzerei offen die Stirn geboten, Sie haben für mich gesprochen, als Alle gegen mich waren, Sie sind mit Gruß und Handschlag über die gemiedene Schwelle getreten."

Adam sah auf.

„Sie wissen?!"

„Wie sollt' ich nicht! Derlei Gift kommt durch die Thürritzen und die Schornsteine herein. Also, wie gesagt, was ich habe, gehört Ihnen, aber was soll Ihnen das nutzen — ein paar hundert Thaler!"

Adam zuckte müde die Achseln.

„Ich verstehe aber nicht —" hob er unsicher an.

„Daß ich mir ein Gütchen wie Lenzen kaufen und erhalten kann? Das Gut und das Rest gebliebene Capital, etwa 5000 Thaler, gehören der Hanna, meiner Nichte."

„Ihrer Nichte?" fragte Adam mit auffälligem Erstaunen.

„Ja wohl, meine Nichte ist sie und bleibt sie, trotz Allem, was so an der Verwandtschaft drum und dran hängt. Glaubten Sie das nicht? Sie nennt mich doch Onkel."

„Gewiß. Ich muß sagen, ich habe das auch nur für eine Wahlverwandtschaft gehalten, bin aber fest überzeugt gewesen, daß hier nur Gutes und Rechtes geschieht."

„Wahlverwandtschaft ist gut!"

Der Alte lachte grimmig auf. „Donner und Doria! gewählt habe ich sie mir nicht. Na, das steht auf einem anderen Blatt. Was Sie dabei interessiren kann, ist eben, daß Lenzen und das Geld der Hanna gehört. Eintragen läßt sich das nirgends bei Ihnen, denn der großmächtige Majoratsherr von Deckenfeld hat eigentlich kein Eigenthum. Sie können der Hanna das nicht sicher stellen. Der Schmuck, von dem die Leute reden, ist doch auch fest am Fideikommiß?"

„Unveräußerlich. Gehört den Erben, den Agnaten, dem Staat zuletzt. Lassen Sie uns nicht weiter davon reden, lieber Dammbusch. Das Geld Ihrer Nichte steht wahrscheinlich gut und sicher, und wenn es auch möglich ist, daß ich wieder hoch komme, daß die Conjunkturen bessere werden, daß die Ernten gute werden nach so viel schlechten, so —"

„Ist das nicht sicher," vollendete der Andre nickend.

„Nein."

„Wär's mein, wäre ich nicht nur der Verwalter von dem Allen und müßte sorgen, daß ihr's erhalten bleibt, was fragte ich viel nach absoluter Sicherheit! Ich hätte längst Ihrem guten Willen, Ihrer Arbeitslust und Arbeitskraft die Bruderhand gereicht. — Was soll's, Hanna? Was willst Du?" unterbrach er sich.

Sie gab ihm keine Antwort und trat an den Tisch, dicht neben Adam. Die hellen, lachenden Augen blickten dunkel und ernst, und ihr Gesicht war blaß und bewegt.

Sie stützte die gefalteten Hände auf den Tisch.

„Wenn fünftausend Thaler genug sind, wenn das Ihre Sorgen mindern kann, so nehmen Sie, bitte, mein Geld. Vielleicht finden wir auch noch irgend eine Sicherheit für den Onkel—nicht für mich —ich brauche keine andere, als die, von der er eben sprach, Ihr guter Wille, Ihre Arbeitslust und Arbeitskraft."

Sie hatte leise gesprochen, fast tonlos, in Absätzen, als fehle ihr der Athem. Keiner hatte sie unterbrochen.

Der Alte sah vor sich hin und zog an seinem Bart.

Adam hatte sich erhoben und seine Hand leicht auf die gefalteten Hände gelegt, die auf dem Tisch ruhten. Voll und ernst—verschleiert von einem unbeschreiblichen Etwas—ruhten seine Augen auf ihrem bewegten Antlitz.

Sie hatte geendigt und noch blieb er eine Sekunde so, schweigend, regungslos ihr zugewendet.

Jetzt wendete er den Blick ab und richtete sich auf.

„Ich danke Ihnen," sagte er langsam, „und vergessen will ich diese Stunde in Ewigkeit nicht."

„Und Sie nehmen es an?" rief sie hastig, nach seinen Händen fassend, während die Farbe jäh in ihr Gesicht zurückschoß.

Er lächelte so gütig und doch ein wenig überlegen, wie er seinen Kindern zuzulächeln pflegte, wenn sie ihm in ihrer Zärtlichkeit ihr liebstes Spielzeug in die Tasche stecken wollten.

„O nein," sagte er sanft, „o nein."

„Warum nicht?"

„Ihr Geld ist bei mir nicht sicher, liebe Hanna. Mein guter Wille ist doch am Ende nicht Sicherheit genug, wenn man sterblich ist. Wer weiß, ob ich so lange lebe, um es herauszuarbeiten zu können. Mache ich die Augen zu, kommt das Vormundschaftsgericht und verwaltet das Majorat für meinen Erben."

„Ich habe Lenzen und den Onkel, ich verhungere nicht," bat sie.

„Wie ein rechtes, echtes, gutes Weib gesprochen, oder wie ein Kind! Was ja in Geldsachen auf dasselbe herauskommt, nicht so, lieber Dammbusch?"

Der Alte nickte, aber er mischte sich nicht hinein.

„So. Nun wollen wir die Geschichte ruhen lassen und nur nochmals von Herzen danken," sagte Adam, „mir ist zu Muthe, als hätte ich's bekommen," und er drückte fest ihre Hand.

Sie schwieg und zog sich traurig zurück.

„Wittwen und Waisen ihr Geld nehmen und es in diesen Abgrund werfen, das fehlte noch," sagte Adam, sich wieder setzend, als sie das Zimmer verlassen hatte.

„Sie haben ihr ein großes Glück genommen," sagte Dammbusch nach einer Pause, „das große, stolze Glück, helfen zu können, den Engel zu spielen, wo sonst Keiner helfen konnte."

„Sie wundern sich, Sie meinen —"

„Ich wundere mich nicht und ich meine, daß Sie thaten, was Sie thun mußten, und am Ende sind fünftausend Thaler auch nur ein Tropfen auf einen heißen Stein bei der verwünschten Majoratsgeschichte."

Sie schwiegen eine Weile, und der alte Mann sah gedankenvoll vor sich auf den Tisch, bis er endlich langsam anhob:

„Einen rechten Gefallen hat Ihnen die liebe Tante nicht gethan, als sie das Testament umstieß und Ihnen das Majorat aufhalste. Hätten's doch besser gehabt beim Regiment da."

„Das Majorat ist schon recht," sagte Adam trübe, „aber was da Alles drum und dran hängt für Verpflichtungen, Schulden, Klauseln, Legate, Herauszahlungen, da hat man freilich sein Lebtag für Andere zu arbeiten, und dazu die schlechten Jahre! Das Testament war wirklich interessant zu lesen, ordentlich kraus und bunt, dagegen war das erste eine hübsche glatte Sache. Rosenheimer, das ist nämlich unser Rechtsbeistand, kam gar nicht aus dem Kopfschütteln heraus."

Dammbusch nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Hm, hm, am Ende sind nicht bloß Legate, Klauseln, Verpflichtungen und anderer Unsinn, sondern auch Fehler drin."

„Die hätte Rosenheimer längst entdeckt, das ist ein schlauer Kunde."

Der Alte wiegte den Kopf.

„Schlau, schlauer, am schlausten. Ich möchte das Testament ganz gern einmal sehen, würde mir Spaß machen."

„Nun, den können Sie haben. Brauchen nur, wenn Sie zur Stadt fahren, bei Rosenheimer vorzusprechen. Ich selbst, wenn Wunder geschähen und sich das Testament der Tante Aurora angreifen ließe, und ich könnte das Majorat einem Anderen aufhalsen, wie Sie sagen, was soll mir das jetzt helfen? Lassen wir die Geschichte gehen und erzählen Sie mir lieber von sich und wie Sie eigentlich nach Lenzen kamen. Sie wollten das ja schon immer einmal thun."

Der alte Dammbusch schwieg eine Weile, fing aber doch an:

„Mir ist's auch, als müsse ich Ihnen doch einmal ein paar Worte sagen, wie es eigentlich steht mit der Hanna und mir. Sie haben nie darnach gefragt und wir waren Ihnen recht, wie wir waren. Aber ich denke, es wäre heute Abend just der rechte Abend, um da Ihnen zu sagen, mit wem Sie eigentlich zu thun haben. Mit Gedanken und Gefühlen will ich mich dabei nicht aufhalten. Wir sind gewiß keine Abenteurer und mein Leben hat durchaus keine dunklen Seiten, aber so ganz einfach ist es doch nicht mit uns. Ich bin der herrschaftliche Oberförster Julius Dammbusch und die Hanna ist freilich meiner Schwester Kind. Aber ihr Vater war der Graf Polydor Kurnheim."

„Der Graf, bei dem Sie in Dienst standen?" fragte Adam aufmerksam.

„Derselbe. Er hatte sehr jung geheirathet, eine viel ältere Frau, die er geliebt haben soll, denn sie hatte kein Vermögen. Als sie einige Jahre verheirathet waren, fühlte er, daß sie zu alt für ihn war. Sie war eine liebenswürdige, edle Frau und sie hatte meine Schwester, die mir die Wirthschaft führte, gern und nahm sie viel zu sich in's Haus. Meine Schwester liebte den Grafen und Wunder konnte Einen das freilich nehmen, wenn man ihn kannte. Da hätte wohl Keiner den Gedanken an Gefahr fassen können. Er war klein von Gestalt und häßlich und finster von Gesicht. Dazu nicht einmal frisch und stark, denn er litt an der Lunge. Der Zauber soll in seinen Augen gesteckt haben.

Ich wußte noch kein Wort von der Geschichte, da ging der Herr Graf mit Tode ab; nicht an seiner Krankheit, er stürzte mit dem Pferde und das trat ihm den Brustkasten ein. Viele Monate später wurde das Kind geboren. Ich hatte die Schwester zu guten Leuten weit fort gegeben. Da ging's denn zu Ende mit ihr und sie zog ihrem „Abgott, ihrem Stern, der ihr vom Himmel leuchtete", wie sie den kleinen, blassen, elenden Kerl in ihrem Todeskampf noch nannte, nach."

„Aber das ist ja eine schreckliche Geschichte. Der Mann war dazu ja verheirathet und in seinem Hause!" sagte Adam empört.

„Ja, der Mann war verheirathet, aber meine Schwester war schön und schwach und die Gelegenheit war günstig. Na, ich habe Ihnen gesagt, daß ich Sie mit Gefühlen darüber nicht aufhalten will. Der Mann war dazu auch noch todt, ehe ich überhaupt von der schrecklichen Geschichte etwas merkte. In seinem Testament aber hatte er wenigstens für Mutter und Kind gesorgt und meiner Schwester ein Kapital vermacht. Ich suchte ein Gütchen zu kaufen, möglichst weit fort von der Gegend, und kaufte endlich Lenzen. War auch soweit ein guter Kauf und hat sich bewährt. Das Hannchen that ich in eine Pension zu Lehrersleuten, um sie da für ihr Geld besser erziehen zu lassen, als ich es gekonnt hätte, und sie hat da auch Vieles gelernt, Französisch und Englisch und Klavierspielen auch ein wenig, aber auch ihre Kleider nähen und sich nett anziehen. Das sanfte, einfache Wesen, den praktischen Sinn aber hat sie ihre[illegible] der Schwester geerbt — freilich auch ihre Schönheit, und ich fürchte, auch vo[illegible] Schwäche."

„Warum hat eigentlich Niemand gewußt, daß Alles hier der Hanna gehört?" fragte Adam nach einer Pause,

„Meine Schwester hat das so gewollt. Wie gesagt, sie war bei aller Schwärmerei von praktischem Sinn und hat oft mit mir von der Zukunft des Kindes gesprochen, das sie erwartete. „Wenn es ein Mädchen ist und ich sollte nicht leben bleiben, Julius", sagte sie damals, „so sei ihr ein liebevoller Vater und verwalte treulich ihr Gut und laß die Leute nicht zu bald wissen, daß sie freie Verfügung hat über ein Kapital, wenn sie heirathet; das lockt unnütz die Vögel an, und die Leute zerbrechen sich am Ende den Kopf, woher das einfache Mädchen so viel Geld hat. Du kannst Dir's ja erworben haben."

Ein bischen daneben geschossen hat sie nun doch damit, denn sie wollten doch Alle merken, daß etwas Besonderes mit uns wäre, was uns ausschließt vom Verkehr."

Und weiß Ihre Nichte?"

„Ja wohl, sie weiß Alles, was sie angeht. Ich habe es ihr gesagt, ehe sie zum ersten Mal das heilige Abendmahl nahm. Da hat sie es denn gleich mitgethan für ihren Vater, der ohne Trost und Segen aus der Welt ging."

12.

Adam liegt auf Barbara's Chaiselongue in der ganzen Schöne seines saloppen Hausnegligees.

„Negligee im wahrsten Sinne des Worts — denkt Barbara — mit allem Zubehör der aufgestreiften Beinkleider, der Filzstiefel und obligaten Bindfaden."

Er war auf dem Vorwerk draußen gewesen, zu Fuß, denn sein Reitpferd war lahm (vor Alter, meinte Adam), und sich umziehen, um mit den Inspektoren und Eleven zu Abend zu essen, lohnte doch um sieben Uhr nicht mehr. Müde war er auch wieder, wenigstens war sein erstes Wort, als er eintrat: „Himmel heil'ger, was bin ich müde!" Also rasch einen Cognac, eine Cigarre und — weil sie gerade die nächste dazu war — auf Barbara's rosige Chaiselongue unter der kränkelnden Palme und der marmornen, kalt lächelnden Glücksgöttin im Salon.

Barbara saß auf einem ziemlich entfernt stehenden Sopha und häkelte eine sehr unnütze Spitze.

Sie sah nicht viel eleganter aus, als der Gemahl. Der weiße Hochzeitsmorgenrock war endlich, des Waschens überdrüssig, gefärbt worden und hatte nun eine undefinirbare bräunliche Farbe bekommen.

Ein kleiner Streit über Kälte im Salon und trotz dem massenhaftem Holzverbrauch war mit einigen persönlichen Spitzen beendet.

Darnach kam man auf die Kinder, über deren geistige und körperliche Behandlung jetzt, seit einiger Zeit, da Adam meinte, sich persönlich um die Erziehung seiner Söhne (Ernst, der Aeltere, war vier Jahre alt) kümmern zu müssen, einige Bitterkeit herrschte. Adam liebte seinen Aeltesten leidenschaftlich und zog ihn dem Kleinen vor, nicht merkbar, aber innerlich, und Barbara fand das traurig und fürchtete für die Zukunft, daß er ohnehin den Aelteren bevorzugen sollte, indem er der Erbe des Majorats war. Der Streit, der im Beginnen war, wurde unterbrochen durch Mine, welche einige Briefe brachte, die der Postbote abgegeben. Da waren Rechnungen, die hastig unterbrochen bei Seite gelegt wurden, und dann ein Brief, den Adam, sich aufsetzend, erbrach.

„Ah, ein Brief von Ernst. Auch eine Seltenheit."

„Lies doch, Adam. Doch ein Mal ein Ton aus einer anderen Welt."

Adam durchflog den Brief.

„Freut mich, freut mich!" sagte er darüber hin. „Ernst hat auf der letzten Kunstausstellung in M. Glück gehabt mit einer Gruppe in Marmor, die er ausgestellt, hat goldene Medaille und Preis bekommen."

„Ach! wie interessant!"

Barbara sprang auf und nahm ihm den Brief ohne Weiteres fort.

„Ja, denke Dir, Adam, wie hübsch Dein Bruder kommt im Februar oder März zu uns. Er schreibt: „Ende des Winters, oder Anfang Frühjahr komme ich zu Euch, Ihr Lieben, und freue mich unbeschreiblich, meine wunderschöne Frau Schwägerin kennen zu lernen. Ich sprach noch letzthin Jemand, der sie früher kannte und mir versicherte, daß sie zur Produktion für die Kunst wie geschaffen wäre. Ich bitte sie, mir gnädigst zu gestatten, durch ihr schönes Selbst unsterblich zu werden. Ich kann mir denken, welch' ein glückseliger Mann Du bist, alter Bruder! Das stolze Kirchmeister'sche Haus, den verantwortungs- und arbeitsreichen alten Besitz und solch ein Weib am Herzen und „zwei herrliche Söhne von ihr."

Barbara gab ihm den Brief stumm zurück.

Adam saß da, sah zwischen seinen Füßen auf den Boden und hatte wie gewöhnlich die Augen mit der Hand bedeckt.

Aber im Schlaf war er wohl nicht, denn es klang plötzlich wie ein leises Aechzen unter der Hand hervor.

Barbara setzte sich neben ihn und legte den Kopf an seine Schulter.

„Adam!"

Er schlang den Arm um sie.

„Laß doch. Wer kann dafür! Armes Weib!"

Hoch vom Deckenfelder Hause flatterte die Kirchmeister'sche Fahne. Stolz grüßend wallte sie in die frische Abendluft des Februartages hinaus. Die ganze untere Fensterreihe war erleuchtet. Barbaras rother Salon strahlte in Frische und Sauberkeit und die hohen Spiegel warfen das leuchtende Bild reizend zurück. Es war warm und hell, gemüthlich und elegant; die kranken Palmen waren durch frische ersetzt, die anderen Blattpflanzen abgestaubt und von Barbara selbst so malerisch als möglich um Büsten und Bilder geordnet.

Ueber der Chaiselongue breitete ein großer Azaleenbaum seine von duftigen weißen Blüthen schimmernde Krone aus — ein Bild der Poesie.

Wie im ersten Jahre ihrer Ehe waren sämmtliche Räume erleuchtet und erwärmt, und da beide Gatten einige Achtsamkeit darauf verwendet hatten, war dies mit verhältnißmäßig geringen Mitteln bewerkstelligt worden.

Barbara hatte ihre beste Toilette angelegt, ein braunseidenes Kleid, überdeckt mit funkelnden, schimmernden Perlen, und Adam hatte ihr einen kleinen Stern von Brillanten aus dem Schmuckkasten geben müssen, den sie als Brosche am Halse befestigt hatte.

„Alle Achtung, Du bist ja strahlend! Soliman, der Prächtige, ist nichts gegen Dich," sagte er.

Sie fand das Compliment nicht nach ihrem Geschmack und entgegnete etwas empfindlich:

„Wenn es Ernst nur gefällt und er sich von dem Hause seines Bruders nicht enttäuscht sieht, ist ja der Zweck erfüllt."

(Fortsetzung folgt.)

— Ein kleines Mißverständniß. Soldat: Lieb's Kätterle, von unserer Schwadron werden einige versetzt!—Dienstmädchen: Hab' kei Angst, wenn Du d'runter bist, Dich lös' i wieder aus; wieviel gibt's wohl auf Einen?

"ACCUMULATIVE SENTENCES."

Eine Grausamkeit und Barbarei sondergleichen — schreibt der „Texas Vorwärts" — ist das seit 1879 in Texas eingeführte System der angehäuften Strafurtheile für verurtheilte Verbrecher (das bekanntlich auch in anderen Landestheilen vorkommt, wenn es auch nicht immer in so tollem Maße ausgeübt wird). Abgesehen von der Unrichtigkeit im Princip, vom Standpunkte eines logisch denkenden und urtheilenden Menschen aus betrachtet, so ist es in seinen Folgen dem Staate, das heißt dem Theile der Menschheit, die nicht im Zuchthause sitzt, sehr kostspielig.

Auf Pferdediebstahl steht in Texas z. B. als niedrigste Strafe 5 Jahre, und als höchste Strafe 15 Jahre Zuchthaus. Stiehlt nun z. B. ein Mensch aus einer Heerde Pferde drei derselben auf einmal und treibt sie mit einem Male fort, in der Absicht, sie zu stehlen, so wird der Diebstahl eines jeden Pferdes als ein separater Fall vom Gesetz erachtet, und der Dieb kann im günstigsten Falle 15 Jahre, im schlimmsten Falle jedoch 45 Jahre, also gewissermaßen lebenslänglich Zuchthaus erhalten. Während es doch klar auf der Hand liegt, daß das Stehlen der drei Pferde eine und dieselbe That war, und der Unterschied nur in einem vergrößerten Werthe des Gegenstandes liegt, so trennt das Gesetz jeden einzelnen Gegenstand und schafft ein einzelnes Verbrechen daraus. Das Gesetz ist aber nicht consequent, denn sonst müßte es beim Gelddiebstahl ebensowohl das ungesetzliche Nehmen eines jeden einzelnen Dollars als ein besonderes Verbrechen verurtheilen.

Aehnlich verfährt das Gesetz bei Fällen von Diebstahl mittels Einbruchs. Es trennt die beiden, und der Verbrecher wird erstens wegen Einbruchs zu mehreren Jahren Zuchthaus verurtheilt und, wenn bei dieser Gelegenheit wirklich gestohlen wird, so erhält der Einbrecher für den Diebstahl besonders seine Anzahl Jahre im Zuchthause zuerkannt. In Austin ist es in einigen Fällen vorgekommen, daß ein Angestellter in seiner Eigenschaft als solcher, in Entledigung der Geschäfte mehrere Fälschungen beging, bei denen die zuerst begangene die folgenden gewissermaßen bedingte, um das Verbrechen zu verdecken. Das Verbrechen war ein und dasselbe, und die sämmtlichen Fälschungen hingen mit dem dadurch erlangten Geldbetrage eng zusammen. Dennoch wurde jede Fälschung als ein besonderes Verbrechen erachtet, und obgleich eigentlich nur die Summe von 325 Dollars auf dem Spiele stand, so belief sich die Summe der Strafzeit im Zuchthause dennoch auf 36 Jahre. Hätte der Fälscher jedoch eine Gelegenheit gefunden, auf einen gefälschten Wechsel hin die Summe von 50,000 Dollars zu erlangen, so hätte er einen gewiegten Rechtsanwalt für 5000 Dollars erlangen können, der einen Vergleich mit den Geschädigten auf Rückgabe von 25,000 Dollars zu Stande gebracht hätte, unter der Bedingung, daß alle gerichtliche Verfolgung seitens des Betrogenen eingestellt werde.

Von den höheren Criminal-Gerichtshöfen haben die niederen recht schnell gelernt und schlagen genau dasselbe Verfahren ein. Hält Jemand am Sonntage in irgend einer texanischen Muckerstadt sein Geschäft offen, so wird er nicht wegen Betrieb seines Geschäftes am Sabbathe angeklagt, sondern jeder einzelne Verkauf bildet einen besonderen Fall, und ist es ein Schankwirth, so ist jedes einzelne Glas Bier, jeder Schnaps und jede Cigarre ein ganz besonderes Vergehen.

Ja sogar die Polizeirichter machen sich dieses System angehäufter Strafen zu Nutze, und es sind uns mehrere Fälle bekannt, in welchen unser Stadtkadi einen unglücklichen Vetter vom Lande, der sich einen Rausch angetrunken hatte, für sechs einzelne, sämmtlich in demselben Rausche begangene Vergehen gegen die Gesetze zu einer hohen Strafe verdonnerte, und der Unglückliche den Ertrag der sauren, ehrlichen Arbeit eines ganzen Jahres an die städtische Polizei verlor.

Fast alle Rechtskundigen im Staat sind nach zehnjähriger Erfahrung mit diesem barbarischen System zu der Ansicht gelangt, daß dieses Anhäufungsverfahren wieder abgeschafft oder doch sehr wesentlich abgeändert werden muß.

Wohlfeile Afrikatouren.

Die meisten Afrika-Forschungstouren haben ein klotziges Stück Geld gekostet. $52,000 kostete die erste Expedition von Deutschland nach Westafrika unter Güßfeld (1873 bis '76.) Andere verschlangen $60,000. Oft erforderte die bloße Ausstattung $15,000 bis $25,000. Doch es gibt wenigstens eine Ausnahme. Dieselbe bildet der schon mehrfach erwähnte englische Missionär F. S. Arnot, von welchem neuerdings, vor seiner Rückkehr in den dunklen Erdtheil, ein Buch über seine Touren erschienen ist.

Arnot ist noch ein junger Mann von vortrefflicher Gesundheit und riesiger Energie und, wenn es geboten erscheint, äußerst genügsam. Dies macht ihn wie geschaffen zum Afrikaforscher. Er fuhr das erste Mal, unbekannt und auf eigene Verantwortung, in zweiter Classe dorthin, mit einigen Hundert Dollars in der Tasche, — und er lebte volle sieben Jahre lang unter den Wilden von Süd- und Centralafrika und legte mehr Meilen zurück, als irgend einem Forscher mit Ausnahme von Livingstone und Stanley auf einer einzigen Expedition gelungen ist. Gleich anderen Forschungsreisenden, hatte er etliche Tauschartikel zur Erlangung von Nahrungsmitteln bei sich und zerriß schließlich sogar fast alle seine Kleider, um Stück für Stück zu diesem Zwecke wegzugeben; daneben aber erwarb er sich bei den Eingeborenen den Ruf eines sehr guten Arztes und Chirurgen, und das trug viel dazu bei, ihm immer wieder auszuhelfen. Arnot konnte sich selbst Schuhe und ausreichende Bekleidungsstücke machen, er baute seine Wohnungen selbst und richtete sie ein, u. s. w. In seiner Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit steht Arnot ohne Gleichen unter den Afrikaforschern da.

Ferner ist Arnot äußerst selten in Streit mit Eingeborenen und ihren Häuptlingen gekommen und hat seine Waffen, die er auch nie unnöthig zeigte, ausschließlich zur Erlegung von Wild gebraucht. Er hat es in einem Maße, wie kein Anderer, verstanden, das Vertrauen der Eingeborenen zu erwerben und sie auszunutzen, ohne daß sie es besonders merkten. Mit seinen Lastträgern und anderen eingeborenen Angestellten hatte er oft Differenzen wegen des Lohnes. Er hat notorisch die niedrigsten Löhne von allen Afrikareisenden bezahlt; darüber murrten seine Leute oft und drohten, ihn im Stiche zu lassen, er aber trug mit seinem Temperament immer wieder den Sieg davon.

In seinem erwähnten Buche deutet Arnot an, daß er gerade seine Armuth als einen entschiedenen Vortheil für sich betrachtet habe. Er verweist auf andere Expeditionen und Missionäre, die mit allen möglichen Gegenständen reich ausgestattet waren, deren Reichthum aber nur die Begierde der Eingeborenen gereizt habe, und die häufig wegen ihrer Güter angegriffen, ja getödtet worden seien.

Milchereistatistik.

Man hat berechnet, daß im Milchereigeschäft unseres ganzen Landes $2,500,000,000 angelegt sind. Das ist beinahe das Doppelte des Betrages, welcher insgesammt in unseren Handelsindustrien und im Bankwesen angelegt ist! Um die Nachfrage nach Milch und den aus ihr hergestellten Producten in der Ver. Staaten zu befriedigen, sind in runder Zahl 15,000,000 Kühe erforderlich. Zur Fütterung dieser Kühe werden 60,000,000 Acres Land bebaut. An Arbeiter im Milchereigeschäft werden jährlich $180,000,000 bezahlt; 750,000 Arbeiter und über 1,000,000 Pferde sind in dieser Industrie thätig.

Die Kuh liefert durchschnittlich 450 Gallonen Milch das Jahr; dies ergibt ein jährliches Gesammtproduct von 6,750,000,000 Gallonen, und wenn die Milchereibesitzer alle Milch als solche verkauften, so würden sie — den Preis der Gallone zu 12 Cents angenommen — damit $810,000,000 erzielen; indeß wird aus 50 Procent der Milch Käse oder Butter gemacht. Es sind 27 Pfund Milch erforderlich, um 1 Pfund Butter herzustellen, und etwa 10 Pfund Milch für 1 Pfund Käse. In 8½ Pfund Milch steckt derselbe Nährgehalt, wie in 1 Pfund Ochsenfleisch. Ein fetter Stier liefert 50 Procent seiner Körpermasse in knochenlosem Fleisch; aber es wären etwa 24,000,000 Stiere erforderlich, die durchschnittlich je 1500 Pfund wiegen müßten, um denselben Nährgehalt hervorzubringen, wie das jährliche Milcherzeugniß.

— Vor dem Schwurgericht von Beauvais ist am 16. Juni eine Anklage wegen Mordes verhandelt worden, die wegen der die That begleitenden Umstände in Frankreich großes Aufsehen erregt. Auf den Schienen der Eisenbahn bei Chantilly war ein schrecklich verstümmelter Leichnam aufgefunden worden, die Beine durch die darüber gegangenen Räder des Eisenbahnzuges gebrochen, in der Brust eine klaffende Messerwunde, Kopf und Gesicht schrecklich entstellt. Die Zeichnung der Wäsche mit H. H., sowie Briefe ließen vermuthen, daß der Gefundene Hippolite Hoyos, ehemaliger Verwalter des Grafen Rivaroli, in der Nähe von Rambouillet, sei, was sich auch Anfangs zu bestätigen schien. Hoyos hatte sich, nachdem er seinen Dienst verlassen, nach Valenciennes zur Erhebung einer Erbschaft begeben. Die Sache schien also ganz klar: Hoyos war auf dem Rückwege überfallen und ermordet worden, was noch durch den Umstand an Wahrscheinlichkeit gewann, daß seine Geliebte Figue, über sein langes Ausbleiben beunruhigt, Erkundigungen einzog. Aber gegen diesen anscheinend unbezweifelbaren Thatbestand erhoben sich bald Zweifel. Eine Photographie von Hoyos war mit den Zügen des Verstorbenen nicht zu vereinigen, und dazu kam der Umstand, daß Hoyos zwei Lebensversicherungen im Gesammtbetrage von 200,000 Frcs. kurz vorher abgeschlossen hatte. Der Schluß lag nahe: Hoyos war nicht der Ermordete, sondern der Mörder. Weitere Nachforschungen zeigten, daß der Ermordete Baron hieß, früher gleichzeitig mit Hoyos in Diensten des Grafen Rivaroli. Diesen hatte Hoyos ermordet und durch die in seine Kleider gesteckte Wäsche und Briefe glauben machen wollen, Hoyos sei ermordet worden, während er selbst sich für Baron ausgab. Nach Feststellung der Identität sollte dann seine Geliebte Figue die versicherten Summen von je 200,000 Frcs. erheben. Es gelang den Bemühungen der Polizei, Hoyos aufzufinden und vor Gericht zu stellen. Trotz seines hartnäckigen Leugnens wurde er ohne mildernde Umstände des Mordes schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt.

— Ein interessanter Erbschaftsstreit hat dieser Tage seine endgiltige Erledigung gefunden. In der Umgegend Danzigs lebte nämlich in einem villenartigen Gebäude ein reiches altes Fräulein, allüberall unter dem Namen „Katzenfräulein" bekannt. Die feingebildete Dame hatte eine Vorliebe für Katzen gehabt und deren 300 gehalten, die sie mit Hilfe eines Mädchens fütterte und pflegte. Vor zwei Jahren starb das Fräulein und hinterließ ihr sehr bedeutendes Baar- und Grundvermögen der Pflegerin ihrer Schützlinge unter der Bedingung, daß diese für die Katzen bis zu deren Tode Sorge trage. Die Erben fochten das Testament an, indem sie behaupteten, daß die Verstorbene bei Abfassung ihres letzten Willens nicht zurechnungsfähig gewesen sei, das beweise schon ihre Vorliebe für Katzen. Ferner führten sie an, daß die hinterlassenen Katzen, die nach dem Tode ihrer Herrin ungewöhnlich rasch bis auf drei eingingen, eines unnatürlichen Todes gestorben seien. Mittlerweile heirathete die reiche Erbin den Kutscher des „Katzenfräuleins" und diesem glückte es, eine Einigung in dem Erbschaftsstreite dadurch zu erzielen, daß seine nunmehrige Gattin auf die Hälfte der Hinterlassenschaft, die circa 300,000 Mark beträgt, verzichtete.

— Blutiger Regen ist im Flecken Sulejen (Gouvernement Lublin) in Russisch-Polen gefallen. Die durch den Wolkenschleier schimmernden Sonnenstrahlen beleuchteten roth vom Himmel herabkommende schwere Regentropfen; große rothe Lachen bildeten sich überall und in jedem Rinnstein rieselte ein kleiner hellrother Bach. Die weißen Hemdärmel der unter den Regen gerathenen Bauern waren mit „Blut" getränkt, und Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Bevölkerung des Städtchens, welche der Versicherung des Schulmeisters und des Herrn Doktors, daß die rothe Farbe des Regenwassers von einer Menge in den höheren Luftregionen sich aufhaltenden und vom Regen niedergerissener unsichtbarer Infusorien herrühre, keinen Glauben schenkend, fest und steif von dem bevorstehenden Weltuntergang überzeugt war. Eine Flasche von diesem roth gefärbten Regenwasser ist behufs näherer chemischer und mikroskopischer Untersuchung nach Warschau abgeschickt worden.

— Die durch Mörderhand verstorbene Marquise von Chasleeler ist die Tochter des berühmten Diplomaten, des Grafen von Marnir. Die Dame stand im Anfang der fünfziger Jahre. Furchtbar ist der Verdacht, der auf Grund verschiedener Indizien sich plötzlich auf den eigenen Sohn der Verstorbenen hinlenkt. Derselbe erkannte die Todeswaffe, jenes Lefaucheur-Gewehr, das man im Garten fand, als sein Eigenthum an; behauptet jedoch, dasselbe einem Jäger, Namens Monier, geliehen zu haben. Letzterer wiederum giebt an, die Waffe in einem kleinen Hinterhäuschen, wofür ein Bauersmann, der ihn begleitete, Zeuge ist, vergessen und die Thür derselben irrthümlich offen gelassen zu haben. Daß die Vermuthung von einem Agrariermord sich plötzlich in die eines Muttermordes verwandelt, hat noch andere ernstere Motive. Der junge Marquis von Chasteeler, der heut im 28sten Lebensjahre steht, soll mit seinem Vermögen in unglücklichster Weise gewirthschaftet haben, so daß seine Mutter vor einigen Jahren sich genöthigt sah, die Hilfe des Gesetzes in Anspruch zu nehmen, um seinen Extravaganzen zu steuern. Seit dieser Zeit hatte sich ein tief feindschaftliches Verhältniß zwischen Mutter und Sohn herausgebildet, welches nun, scheinbar zu einer furchtbaren Katastrophe geführt hat.

Lebensweisheit.

Willst du für eig'ne Werke
Dir Ehr' und Ruhm erringen,
Brauch' deine ganze Stärke —
Anderer Lob zu singen.

Gleiches Geschick.

Schnupftabak und guter Rath
Gehen oft beide verloren: —
Der erste geht oft an der Nase vorbei,
Der letztere an den Ohren.

— Ein freigebiger Automat. Obwohl seit dem ersten Auftauchen der sogenannten Verkehrsautomaten auf diesem Gebiete schon unzählige Variationen das Licht der Welt erblicken, bemüht sich die Mechanik doch unausgesetzt, immer neues zu schaffen. Der neueste Tausendkünstler, ein Cigarrenautomat, unterscheidet sich von seinen Collegen insofern, als ihm zur Abwickelung seiner Geschäfte eine Hilfskraft in Form eines mechanischen Laufwerkes beigegeben ist, welches von Zeit zu Zeit aufgezogen werden muß. Der Automat besteht, wie die meisten seiner Genossen, gleichfalls darauf, daß ihm ein Zehnpfennigstück in den Mund gesteckt wird, allein er giebt, da er nur Sechsercigarren auf Lager hat, gewissenhaft 4 Pfennige wieder heraus und entzündet obendrein ein elegantes Lämpchen, woran man den soeben erworbenen Glimmstengel in Brand stecken kann. Andere Geldstücke, als den vorgeschriebenen Zehnpfenniger, läßt er, ohne eine Miene zu verziehen, in ein besonderes Fach gleiten. Mehr kann man doch in der That von einem Automaten nicht verlangen. Leider scheint aber gerade dieser, wie schon viele große Künstler, Neigung zu Extravaganzen zu haben. So passirte es dieser Tage einem Herrn, daß ihm in einem Restaurant in Dresden ein solcher Automat, vermuthlich in einer Anwandlung nabloblicher Laune nicht eine, sondern gleich ein halbes Dutzend Cigarren verabreichte und außerdem den geopferten Nickel in Form von 5 Zweipfennigern zurückgab. In jedenfalls ganz berechtigtem Zweifel, ob der Schelm zu derartigen Spenden autorisirt sei, wandte sich der Beschenkte an den Wirth, welcher denn auch das Exempel sofort berichtigte, indem er ihm einfach den ganzen Segen wieder abnahm. Dem splendiden Automaten wurde das gefährliche Handwerk schleunigst gelegt, indem man ihm vorläufig den Mund mit einem Papierpfropfen verschloß, bis ihm der Herr Mechanikus die Lust zu dergleichen Scherzen ausgetrieben haben wird.

— Der fünfte Juni war ein bedeutungsvoller Tag in der politischen Geschichte Dänemarks, denn am 5. Juni 1849 gab König Frederik VII. dem dänischen Volke ein freies Grundgesetz. Dieser Tag wird daher in jedem Jahr von allen politischen Parteien gefeiert. Am 5 Juni, als am 40. Jahrestage, geschah dies in hervorragenderer Weise als sonst. Jede der drei politischen Parteien — die Rechte, die Linke und die Sozialdemokraten — hielt eine besondere Feier. Die Rechte zog in einer großen Prozession, an welcher ungefähr 15,000 Personen theilnahmen, mit Fahnen und Musik nach dem Garten beim Rosenberger Schloß in Kopenhagen, wo Reden gehalten wurden. Unter diesen verdient besonders die Rede des Ministers des Innern Beachtung. Er behauptete, daß die Regierung den Kampf um das rechte Verständniß des Grundgesetzes nicht aufgeben wolle, daß die Befestigungsfrage durchgeführt werden würde, und daß die bevorstehenden Wahlen die Regierungspartei im Folkething stärken würden. — Die Linkengruppen hielten ihre Feier auf Frederiksberg, wo etwa 7—8000 Theilnehmer versammelt waren. Hier wurden Reden von Dr. Brandes und mehreren Linkenführern gehalten. Von den drei Prozessionen war diejenige der Sozialdemokraten zweifellos die größte und die meist imponirende. Sie bestand aus 110 Vereinen mit 20 Musikcorps und circa 20,000 Theilnehmern. Die Feier fand auf dem Norderfelde statt, wo drei Rednertribünen errichtet waren, von welchen die sozialdemokratischen Führer Ansprachen hielten. Später wurde der Festplatz elektrisch glänzend beleuchtet und die Volksfeier dauerte die ganze kurze Sommernacht. Von allen Rednern wurde besonders hervorgehoben, daß man die größten Anstrengungen für die bevorstehenden Wahlen, die eine außergewöhnliche Wichtigkeit erhalten würden, machen müsse.

— Ein „gerissener Junge". Ein Schullehrer in einer bei Berlin gelegenen Stadt, dessen Hausthür das Eigenthümliche hatte, daß die liebe Schuljugend gar zu gern an derselben klopfte oder mit Steinen gegen dieselbe warf, ärgerte sich fürchterlich darüber und, um dem Uebel abzuhelfen, heftete er ein großes Plakat an die Thür, auf dem er mit dezimetergroßen Buchstaben schrieb: „Hier wird nicht geklopft!" Trotzdem flog gar bald wieder ein Stein gegen die Thür, und unser Lehrer kam gerade recht, um in dem davoneilenden Uebelthäter einen seiner eigenen Schüler zu erkennen. „Na, warte mein Junge" dachte er. Am anderen Tage war unter den Schülern große Spannung ob der Dinge, die da kommen würden, und nur einer, der Uebelthäter selbst, benahm sich sehr gefaßt. Nachdem der Lehrer eingetreten, stellte er einen Stuhl in Bereitschaft, rief sein Opfer vor und ersuchte es, sich in geeigneter Richtung über den Stuhl zu legen. Der Knabe gehorchte, der Lehrer nahm den Rohrstock zur Hand und hob die Jacke des Knaben auf. Aber Wunder, statt zu schlagen, ließ er den Stock sinken, und mit ersticktem Lachen ging er zur Thür hinaus. Warum? Auf der Reversseite des Knaben klebte ein Zettel, und auf diesem stand in großen Buchstaben: „Hier wird nicht geklopft."

— Nach der Reihe. Lieutenant (der schon früher einmal verlobt gewesen ist): Sie erwiedern also meine Liebe, göttliche Aurelie, darf ich hoffen?—Aurelie: Wenn ich nur wüßte, ob Sie es aufrichtig meinen.—Lieutenant: O, da sollen Sie nicht lange zweifeln. Sobald mir meine frühere Braut die Gedichte zurückschickt, die ich ihr gewidmet habe, bekommen Sie sie.

— Das pfiffige Hänschen. „Aber, Hänschen, hast Du lange gebraucht, um den Brief an den Onkel auf die Post hinüberzutragen!" — „O, ich habe ihn auch nicht auf die Post, sondern gleich zu dem Briefkasten hinausgetragen, der an Onkels Haus ist, damit er den Brief gleich bekommt!"

— Unverbesserlich. Höre, Fritz, Du bist ein ganz netter Kerl, aber eins mußt Du Dir abgewöhnen: Das ewige Kalauern. Versprichst Du mir das? — Auf mein Wort! Kein Kalauer soll mehr über meine Lippen kommen, und solltest Du so lange lauern, bis Du kahl wirst.

— Entweder — oder. Kaufmann: „Nun, was sagen Sie zu dieser schlauen, vielversprechenden Geschäftsoperation?" — Bekannter: „Da kann ich nur sagen —: gelingt sie Ihnen, so sind Sie ein Finanzgenie —, gelingt sie nicht — ein Schuft!"

— Schwäbisch. Herr, zu einem Soldaten vor der Kaserne: Wo ist der Herr Hauptmann? Soldat: Der Herr Hauptmann ischt bei den „drei Lämmern." Herr: Wo ischt der Herr Hauptmann? Soldat: Der Herr Hauptmann ischt im Kanzleizimmer.